

Orient oder Rom.

Von

Kirchenrat D. **Rocholl** in Düsseldorf.

Wir haben augenblicklich einen kunstwissenschaftlichen Krieg. Er nimmt allgemeineres Interesse in Anspruch, da es sich um kulturliche Wanderungen zugleich handelt. Insoweit ein Laie im Gebiete der Kunstkritik es vermag, insoweit geschichtliche Fragen berührt werden, will ich versuchen, zu referieren. Es handelt sich schließlicly um ein Stück Kirchengeschichte.

Neue Funde müssen immer eine Reihe neuer Fragen anregen. Erinnern wir uns nur, welch unerwartetes Licht die pergamenischen Altertümer auf die Geschichte des Hellenismus in Vorderasien warfen. Oder gedenken wir, welche Anregung zu neuen Untersuchungen der Sarkophag „Alexanders“ im ottomanischen Museum gab. Da die meisten Kunstgeschichten uns, was die christliche Kunst betrifft, im Stich lassen, da selbst ein Ludwig von Sybel, der trefflich doch „Weltgeschichte der Kunst“ schreibt, die morgenländischen Gebiete, älteste Stätten kirchlicher Kunst, nicht berührt, während die Franzosen für die Geschichte altromanischen Stils auf dem Kulturboden der ältesten Kirche tätig sind, so ist jedes Ereignis zu begrüßen, welches, wie „die unselige Restauration des Münsters zu Aachen“, wie Gustav von Bezold mit Recht sich ausdrückt¹, uns zu einer Vertiefung Anlaß gibt. Es könnte dadurch doch etwas eintreten, welches einen Umschwung unserer Vorstellungen von

1) Anz. d. Germ. Nationalmus. Nürnberg 1904 I, S. 38.

Gang und Verbreitung der romanischen und selbst karolingischen Bauweise und Bildnerei vorbereitet.

Die Kanzel des Aachener Doms zeigt sechs Elfenbeinreliefs und anderes, was in die bisherigen Annahmen der Zuwanderung einer Formgebung aus Byzanz oder Ravenna nicht recht paßt. Die gewöhnliche Annahme scheint doch die, daß es lediglich byzantinische Kunst ist, welche auf dem Wege über Rom und Ravenna zu uns kam, sowohl nach Trier, als nach Aachen, für dessen Dom Karl der Große Säulen und Prunkstücke freilich aus Ravenna nahm. Vielleicht jene Reliefs, jedenfalls aber die Restauration des Aachener Doms haben Strzygowski die Anregung gegeben, jene Ansichten jetzt auszusprechen („Der Dom zu Aachen“, Leipzig 1904), die er in seinem „Etschmiadzin-Evangeliar“, Wien 1891 und dann in seinem „Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte“ 1903 schon dargelegt hatte, Ansichten, welche jener bisherigen Annahme direkt widersprechen. Strzygowski leitet statt aus Rom und Ravenna, vielmehr aus Kleinasien ab. Seine Schrift ist ein „Protest“.

Daß Trier, kaiserliche Residenz, seine Kunst durch griechische Einflüsse von Massilia her hatte, Trier, welches den Adakodex und Liber argenteus aus Kloster Prüm besitzt, war allgemeine Annahme. Aber man kam doch nicht weiter. Karl der Große, so meinte man, mußte eben nach Ravenna zum Lernen gehen, zu sehen und zu holen.

Er brauchte gar nicht nach Ravenna zu gehen, sagt Strzygowski. Denn merowingische wie karolingische Kunst hatten frühere schon und direkte Importe aus Kleinasien. Hier, wo in Syrien, Kappadozien und Armenien die erste, die griechische, Kirche baute, ist der Quellpunkt zu suchen.

Und nun werden wir an die griechischen Väter erinnert. Sie bauen ihre Martyrien. Da haben wir Gregor von Nyssa. Zwischen 379 und 394 wendet er sich an Amphiloichius, den Bischof von Ikonium, mit dem Ersuchen, ihm Arbeitskräfte für den Bau eines Martyrion nach Nyssa zu schicken. Dieser verspricht. Gregor entwickelt ihm dann eingehend seinen Bauplan. Wir sehen, er will für seine Diözese das Grab eines Blutzeugen überwölben.

Denn, wie Albert Lenoir in seiner „*Architectura monastica*“ die Entstehung der Martyrien darstellt, so wird es sein. Man floh die Tempel der Verfolger und flüchtete vor den Heiden zu den Gräbern der Märtyrer. Man umlagerte sie, man überbaute sie. Als die Zahl der christlichen Bekenner wuchs, war man genötigt, sie weiter, sie mit einem Gotteshaus zu überbauen. Man baute über jenem überwölbtem Grab, also über dem, was auf diese Weise nun zur Krypta wurde, vom großen Oberbau überdeckt. Man hatte für die Konstruktion des Oberbaues also nur noch nötig, auf die Treppe Bedacht zu nehmen, welche von irgendeinem Punkt aus in die Krypta, in die Unterkirche, und zu dem Grab des Märtyrers also hinabführte, und so die Verbindung herstellte. Man mochte an der Krypta noch bauen, der Sarkophag des Märtyrers blieb meist in der ersten Form oder wurde mit einem Altar bedeckt, wenn er es nicht schon war.

So errichtete man denn in Kappadozien über den Gräbern der Heiligen oder deren Krypten jene uns so wichtigen Oktogone.

Doch schweifen wir einen Augenblick ab. Wir müssen uns erinnern, daß Kappadozien unmittelbar mit Armenien zusammenhing, daß es auch sprachlich mit Syrien zusammenhing. Die Kappadozier waren Leukosyrer. Der große Gregor von Nazianz, also Bürger Kappadoziens, gründete ja das Kloster Etschmiadzin. Von ihm nämlich soll die Klosterkirche stammen. Er ist es, der dann Patriarch von Byzanz war. Die Kirche, welcher der große Basilius, Bischof von Cäsarea (heut Kaisarieh), vorstand, steht noch, in ihren Grundlagen wenigstens. Wie ausgedehnt die Bautätigkeit auch in Syrien um das Jahr 300 war, zeigt uns schon die Kirche, welche nach Eusebius Bischof Paulinus zu Tyrus baute. Der zu Cäsarea geborene Schüler des Origenes, Gregor der Thaumaturg, baute schon um fünfzig Jahre früher. Noch fünfzig Jahre früher stand, also um 200, eine große Basilika zu Edessa. — Doch wieder zum eigentlichen Kappadozien.

Es war dieses Kappadozien doch neben Syrien ein Gebiet, in welchem die alte Kirche eine hervorragende Blüte erlebte. Chrysostomus war zu Komana gestorben. Seine

Verehrung begann. Sein Grab will man zu Ziweret gefunden haben. Je größer die Bedeutung hier des Dienstes der Göttermutter gewesen, desto mächtiger erhoben sich hier nun die christlichen Bauten an Lykos und Iris überhaupt, und daneben die Menge der Anachoretenhöhlen. Neo-Cäsarea am mittleren Iris, wo Kappadozien von Armenien sich scheidet, Heimat des Gregorios Thaumaturgos, am Halys der kappadokisch-pontischen Hochebene Sebaste, durch Gregor von Nyssa bekannt, am Tatlar in den Grotten der St. Georg von Kappadozien als gewappneter Ritter, am Kisil-Irmak Newschehr, wohl das alte Nyssa, wo jetzt der Metropolitan von Kaisarieh, einst Sitz des großen Basilius, amtiert — alles erinnert an eine Frührotzeit der Kirche. Und wenden wir uns zu Strzygowski zurück, so zeigt er, wie Gregor von Nyssa für seine Bauten mit wenigen Ausnahmen ein Oktogon, wie der Aachener Dom es zeigt, mit dem Kreuz als Grundform, aber ohne Empore, will. Doch das große Oktogon Konstantins in Antiocheia hat auch diese. Und nun hören wir Gregor von Nazianz. In einer Rede, die er auf seinen 374 verstorbenen Vater hält, beschreibt er das von diesem erbaute Martyrion, eine Beschreibung, die gleichfalls bis zu einem gewissen Punkt auf den Dom von Aachen paßt.

Zu Zeugen ruft Strzygowski außerdem eine Anzahl Ruinen auf, welche, wie in Soasa, Isaura, Hierapolis, die Oktogonform haben. Er geht dann aber auf Syrien und Armenien über. Wir sehen im Grundriß das ovale Oktogon von Wiranschehr in Mesopotamien, namentlich aber dann wieder die Kirche des h. Gregor in Etschmiadzin. — Dieses Kloster des armenischen Patriarchen am Ararat (640—660) zeigt im Rundbau große Ähnlichkeit mit dem „Chor“ im Dom zu Aachen. Wir werden belehrt, daß das Martyrion des Apostels der Armenier von größter Bedeutung für die Geschichte der christlichen Kunst im Orient sei. Hatte Strzygowski doch schon 1901 in seinem „Orient oder Rom?“ im Berliner Museum befindliche christliche Holzskulpturen aus Oberägypten beschrieben, auch die im Britischen Museum befindliche Konstantinschale, mit dem Bilde des Erlösers mit dem Nimbus, in das 4. Jahrhundert gesetzt, und aus Ägypten kommen

lassen, für dessen alte christliche Kunst auch jene Elfenbeinschnitzerei mit dem h. Markus spricht. Dieser aber taucht im Egbert- wie im Bernwardsevangeliar gleichfalls auf S. 73. Jene Elfenbeintafel des Domes zu Trier, welche die Einführung des heiligen Rockes daselbst bedeuten sollte, hier wird sie als aus Byzanz stammend beansprucht. Sie stelle die Einführung der Gebeine der vierzig Märtyrer in die alte Kirche der h. Eirene dar (?), welche in Galata früher stand. Und hier dürften auch die Mitteilungen aus dem nördlichen Kleinasien von Wichtigkeit sein. Amesios, Bischof von Amaseia († ca. 410), spricht über figurierte gewebte Stoffe, welche Stücke aus der heiligen Geschichte auf Kleidern wie auf kirchlichen Wandteppichen zeigen. So hören wir, wie Gregor von Nyssa Gemälde im Martyrion des Theodoros Tyron in einer Basilika bei Amaseia beschreibt. Auch die Fajumporträts, altägyptisch, Wachsfarbe, also auch die Tafelbilder zu Kiew, welche Bischof Porphyrios Uspensky mit vom Sinai brachte, werden verwendet. Sie haben Ähnlichkeit mit Darstellungen im Etschmiadzinevangeliar. Genug, auch hier äußert sich der Verfasser: „Und doch fängt heute noch jedes Handbuch mit Aufzählung der einschlägigen Bauten in Rom und Italien an. (Paßt auf Schnaase z. B. freilich nicht. R.) Rom und Italien stehen aber in zweiter Linie, der Ausgangspunkt ist der hellenistische Orient. Dort zuerst treten die christlichen Bausysteme, die Basilika und der Kuppelbau mit Säulen, selbständig auf. Die Zentren sind Alexandria, Antiochia, Ephesus und Konstantinopel.“

Gehen wir nun zu des Verfassers neuester Arbeit, so scheint er darin noch sicherer geworden, daß die Heimat romanischer Kunst im Orient zu suchen sei. Und die Kunst im Orient, sei, völlig unabhängig auch von Byzanz, aus dem Hinterland von Kleinasien und Syrien, der „hethitischen Ecke“ stammend. Die Kunstrichtung, wie sie hier in großer Kraft erstand, muß dem semitischen Osten ihre Anregungen verdanken. Denn läßt man den Anstoß hierfür auch nur aus Kappadozien selbst kommen, so ist zu bedenken, daß hier, wie jetzt erwiesen, der orientalische Einfluß gerade hervortritt. Die Kreuzkuppelkirche ist in Armenien uralte, und

das Martyrion zeigt hier dieselbe Kreuzform im Innenraum, wie Gregor von Nyssa sie für sein Martyrion verlangte.

Nun bedenke man, daß Basileios I. mit 867 die armenische Dynastie in Byzanz begründete. Und indem Armenier zuströmten, — fand sich hier das entsprechende Stilgefühl ein.

Übrigens möchte ich hier Armenien betreffend hinzufügen, daß wir, einem Bericht von 1895 zufolge, für dieses Land ungewöhnliche Beziehungen zu Assyrien auch infolge neuerer Funde anzunehmen haben. Armenische Historiker nannten Wan: Schemiragerd.

Die Herleitung aus dem Orient ist nun wesentlich nicht neu. So möchte ich darauf nur aufmerksam machen, daß auch K. Dieterich in seiner „Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur“, Leipzig 1902, S. 9f. für die hellenistisch-byzantinische Kunst einen Zufluß der Stilarten des Orients, Syriens, Ägyptens, Kleinasiens, Persiens in Anspruch nimmt, welches sich auch für die Bautätigkeit zentralisierender Großstaaten eigentlich ganz von selbst versteht.

Mehr freilich, und früher, haben die Franzosen getan.

Als Comte de Vogüé mit Waddington in Syrien reiste, war er überrascht, als er das von halb zertrümmerten kirchlichen Bauten erfüllte Dreieck betrat, welches von Aleppo, Apamea und Antiochia, diesem uralten Sitz der Patriarchen, gebildet ist. Hier erkannte er überall einen baulichen Reichtum vom 4. bis zum 7. Jahrhundert erblühter christlicher Kultur, welche mit dem Einbruch des Islam wie auf einen Schlag abbrach. Überall das Monogramm Christi. „On reconnaît dans une grande nombre de formes caractéristiques le prototype des éléments importants de notre architecture occidentale¹.“

Auch bemerke ich, daß Texier schon 1864 sagte: „C'est de l'Orient, qu'est venue cette modification de l'architecture religieuse.“ Und er meint aus Syrien, und dem Hauran (Bosra).

1) Comte de Vogüé, La Syrie centrale (Paris 1865—1877) I, p. 18. Texier, l'archit. byz. (Londres 1864), p. 7.

Es ist in der Tat wehmütig, mit diesen Forschern durch die Trümmerwelt jener Gebiete blühender christlicher Kirche zu wandern und neben den griechischen Inschriften und der Pracht zierlichster Gesimse vereinsamt das Monogramm des Erlösers zu erblicken.

Werden wir von Strzygowski also auf Armenien hingewiesen, so scheint uns dies nicht mehr befremdlich, sobald wir uns der Geschichte dieses Landes erinnern. Erzerum, Kars und Wan gravitieren nach dem Kloster Etschmiadzin. Man betrachte nun dessen Zentralkuppel, und sie wird, dem 5. Jahrhundert entstammend, baulich uns wie eine alte Bekannte erscheinen. Das Evangelium, wie ich hinzusetze, welches den Namen des Klosters führt, Handschrift auf Purpurpergament des 6. Jahrhunderts, jetzt im Besitz des Kaisers von Rußland, gibt uns Einblick in die Höhe altchristlicher Kultur des um den Ararat sich dehnenden Landstrichs, dessen Kinder, wenn auch von dort aus weit zerstreut, überall altkirchliche Frömmigkeit und Gelehrsamkeit zeigen. Bischof Eustatius zu Sebaste, dem Ort der 40 Märtyrer, war hier als Förderer und Führer des Mönchswesens seit 350 etwa aufgetreten.

So haben wir nach Strzygowski denn hier den einen der Ströme des Formgeschmacks und der Bautypen. Aus der gemeinsamen Quelle, dem armenischen Hochland, geht er hervor. Und vielleicht müßte man dieser Quelle auch wieder Einwirkungen aus Babylon, also assyrischer Art, zugestehen, also mit Strzygowski S. 17 einen noch tieferen Hintergrund für sie in Anspruch nehmen. Genug, die eine der Strömungen aus dieser Quelle geht in die Abendländer auf dem Wege, wie Verfasser meint, nicht nur über Byzanz, Ravenna, Mailand, sondern auch direkt nach Massilia und so in das fränkische Reich, woher dann die Formen für kirchliche Kunst nach Trier und Deutschland kamen.

Nun macht Strzygowski aber, denn auf Massilia kommen wir gleich zurück, noch eine zweite Strömung geltend. Es ist auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeers im koptischen Ägypten eine Inschrift in einem alten Kloster gefunden, in welcher ein Maler, ein Armenier Theodoros, Gott

bittet, er möge sich annehmen aller Armenier, „die wir im Dienste hier in Ägypten sind“. Es sind nun aber ebenso die Funde häufiger geworden, die, wie armenische Inschriften und Mosaiken auf dem Ölberge, eine uralte Beteiligung armenischer Kunst in Palästina bezeugen. So könnte auch hier ja schon eine Einwirkung auf fränkische Pilger und somit ein zweiter Weg der Überleitung nebenher, angenommen werden. Und zwar direkt und mit Umgehung Roms. Man vergißt nur zu oft, daß Ägypten im 4. Jahrhundert einhundert Bischofsitze zählte. Alexandria war neben Antiochia außer Rom die glänzendste Stadt des Reiches.

Unser Archäologe hat Rom also nicht nötig. Neben offenbar römische Bautypen, dem Zentralbau, wie das römische Pantheon ihn zeigt, haben wir überhaupt nach ihm also die orientalisch-hellenistische Kunst zu stellen, welche die Kuppel nicht auf die Umfassungsmauern, sondern auf ein System von inneren Pfeilern legt, so daß darum die Sophienkirche zu Byzanz, wie wir hinzufügen und auch Salzenberg meint, in so manchem Erdbeben bewahrt wurde. Und diese Kunst, die direkt ins Abendland geht, findet sich nun auch im Bannkreise von Massilia in einzelnen Baptisterien. Die Kirche von Germigny-des-Prés bei Orleans, gleichzeitig ungefähr mit dem Dom von Aachen entstanden, zeigt noch mehr als dieser jenes orientalische Gepräge. Und entstand nun der älteste byzantinische Bau in Konstantinopel, welcher diesen Typus zeigt, über ein halbes Jahrhundert später, so zeigt auch dies, daß es eine ältere für Byzanz und Frankreich gemeinsame Quelle gab. Zeigt nun ferner jene Kirche bei Orleans den Hufeisenbogen, so ist dies ein neues Beweismittel für den direkten Einfluß aus Syrien und also Armenien, da die westgotischen Kirchen in Spanien diesen Bogen eben schon vor der arabischen Eroberung hatten, so wie es wirklich bemerkenswert ist, daß das Abendland, wie ich hinzufüge, in den ersten acht Jahrhunderten von Orientalen, auch Armeniern, nach Scheffer-Boichorst überschwemmt, wir wollen sagen, stark besucht war. In einem seiner akademischen Vorträge schon sprach, wie ich hier auch hinzusetze, Döllinger von Griechen am Hofe Karls

des Großen und erwähnte dabei die Sage, daß zu Osnabrück eine griechische Schule bestanden habe (Votr., Nördlingen 1833, S. 176). Jetzt wissen wir durch die Geschichte der Verbreitung des byzantinischen Zellschmelzes mehr. Wir wissen, daß in Palermo, aber auch, daß früh in Trier, Hildesheim, aber auch in Kloster Helmarshausen an der Weser für das opus smaltum gearbeitet wurde (Bock, Der byzant. Zellschmelzer, Aachen 1896, S. 56 ff.). Und wir müssen hinzufügen, daß nach Byzanz selbst die Emaillierkunst von Osten kam.

Uns kann nicht daran liegen, wie Strzygowski aus dem Pinienzapfen des Aachener Doms zu beweisen sucht, so wie uns der Aachener Dom selbst und die Frage, ob dessen Restauration eine fehlerhafte oder nicht, überhaupt hier fern liegt, wenn sie auch Anlaß aller Differenzen war. Interessieren dagegen muß uns diese Ableitung der romanischen Kunst, die längst in Frankreich und Trier vorhanden gewesen sei, ehe Karl seinen Dom baute, so daß dieser Vorbilder in Rom und Ravenna gar nicht bedurfte, wenn er für den Schmuck seines Domes von hier auch entführte. Dieser Stil war in Frankreich und Byzanz gleichzeitig, und ersteres hatte direkt bezogen. Es sei also, sagt Strzygowski, in die Kultur- und Kunstentwicklung des christlichen Abendlandes zwischen Konstantin und Karl dem Großen nicht ein Stillstand getreten, und so eine Lücke für uns vorhanden. Die Wege, auf welchen diese Kunstrichtung aus dem Morgenland bis nach Frankreich drang, sie sind's, auf welche, neben dem Faktum selbst, es uns ankommt. Und dazu möchte ich einige Bemerkungen machen, wenn auch der Laie gegenüber dem Archäologen von Fach sehr bescheiden zu sprechen allen Grund hat. Ich suche zu zeigen, daß Strzygowski allerdings noch Beweismittel beizubringen hat, daß aber die Geschichte auch solche ihm bietet, auf die man vielleicht aufmerksam machen muß.

Nur eins schicke ich voraus. Es gibt Erscheinungen, wo die Kunstgeschichte unter verschiedensten Völkern ähnliche, und dennoch autochthone, nicht zugewanderte Kunstepochen zeigt.

In bindenden und verknüpfenden Motiven der Dekoration, im Knoten, im labyrinthischen Ineinanderverschlungensein der Linien und Gewinde findet Semper einen bei den verschiedensten Völkern überraschend gemeinsamen Ausgang der Flächenverzierung. Die irischen und frankosächsischen Schlangengewirre, die skandinavischen Gewinde aus Schlangen und Pflanzenteilen sind bekannt. Für die Geschichte freilich der Menschheit sind die gegenseitigen Beziehungen, die Wanderungen der Völker oder Künste einträglicher. Und die Geschichte der Wanderungen, der Traditionen ist auch hier das Ansprechende, wenn es auch Strzygowski gelingt, ein Beispiel jenes Nebeneinander gleichzeitiger Kulturen zu geben, welches gleichwohl auch seinem Nacheinander wieder dienen muß. Eine interessante Zusammenstellung armenischer und merowingischer Initialen aber zeigt mit großer Wahrscheinlichkeit gemeinsame Unterlage griechisch-orientalischer und abendländischer Kultur, in dieser Beziehung also morgenländische Einflüsse in einer Zeit, in welcher wir merowingische Miniaturmalerei nur isoliert uns dachten. Jetzt ergibt sich Gemeinsamkeit also demnach dieses und des armenisch-koptischen Stils. Hier ist eine Tierornamentik, welche bezweifeln läßt, ob Hettner recht sieht, wenn er meint, sie sei Eigentum der germanischen Völker nur. Professor Strzygowski zeigte 1891 schon die überraschende Ähnlichkeit des Lebensbrunnens, wie das Etschmiadzinevangeliar ihn hat, mit demjenigen, welchen Mönch Godescalc in der karolingischen Handschrift für Karl den Großen zeichnete, sowie denn auch die armenischen und karolingischen Schlingornamente von Fisch und Vogel eine auffallende Ähnlichkeit zeigen („Das Etschmiadzinevangeliar“, S. 58. 92).

Also wieder zu den Wanderungen. Als vor einigen Jahren Professor Schäfer aus Osnabrück im Westchor des Doms zu Trier an die Wände klopfte, zeigten sich hinter dem fallenden Mörtel bald die alten dekorativen Malereien. Gerade so steigen allmählich die von der Tünche und den Schichten späterer Kulturen verhüllten Wanderungen der Völker und ihr Schaffen hervor. So zeigte Kisa neulich den Landweg, welchen Handelszüge der Byzantiner durch

das südliche Rußland nahmen, um auch ihr Kunstgewerbe zur Ostsee zu führen. So zeigte früher schon Jakob, wie arabische Händler dieselben Pfade fanden. In beiden Fällen haben auch dem Erdboden entnommene Funde, Geräte und Wertstücke, zur Feststellung helfen müssen. Ähnlich vielleicht öffnet hier Strzygowski Einschau in alte Wanderungen, von denen die Geschichte der Kunstfunde uns nur die Kunde gibt. Leitet Strzygowski eine Geschmacksrichtung innerhalb der bildenden Künste, welche im merowingischen und dann auch karolingischen Frankreich sich verbreitete, also vom armenischen Hochland ab, so liegt in dieser Verbreitung an sich gewiß nichts Unmögliches, wenn sie durch weitere Daten noch deutlicher und unanfechtbarer nachgewiesen wird. Und dies wird die Aufgabe des Verfassers des „Protestes“ sein, die Glieder der von ihm postulierten Kette noch sicherer aufzuzeigen, als bis jetzt.

Fraglich ist, ob er wohlthat, auf die Hethiter hinzuweisen (Meine Philos. der Gesch. II, S. 186). Denn mit diesem „Modevolk dilettantischer Historiker“, wie Max Müller sich, freilich zu absprechend, ausdrückte, ist's im wesentlichen allerdings wie mit den Kelten in Europa. Sie müssen immer aushelfen, wenn man nicht so recht weiter kann. — Was durchaus dagegen für Strzygowski spricht, ist der orientalische Zellschmelz. Diese Emailarbeiten sind, wie Swenigorodskoi („Byzant. Zellenemails“, Meran 1892, S. 53 ff.) zeigt, orientalischen Ursprungs, und doch ebenfalls in sehr alter Zeit nach Trier, vielleicht noch Prüm und Hildesheim hindurchgedrungen, wie wir erwähnten.

Es ist gewiß anzuerkennen, daß Strzygowski die Vermittelung Illyriens und seiner alten Kultur zur Überleitung aus dem Orient zu den Franken in Anspruch nimmt. Im Diokletianspalast zu Spalato und dann in der Bautätigkeit zu Mailand und Ravenna sieht er Mittel für den Weg auch nach Frankreich. Er fordert diese Vermittelung für Trier als Zentrum orientalisch-hellenistischer Kunst schon im 4. Jahrhundert. Dieser Kunst schreibt er auch den dortigen Kaiserpalast zu. Der erste Bischof von Trier, Agritius, stammte aus Antiocheia. Es war das Jahr 328. Eine Elfenbein-

schnitzerei im Trierer Domschatz stelle die Einweihung, wie gesagt, der Irenenkirche in Byzanz dar. Man sieht die Patriarchen von Byzanz und Alexandria, und hier findet Strzygowski, also um 550, Ähnlichkeit mit einem Relief der Aachener Domkanzel. Die Tafel kann direkt über Ravenna und Mailand nach Trier gelangt sein, wo doch auch Athanasius vielleicht anregend war. Diese Auslegung jener Elfenbeinschnitzerei beanstandet freilich, so müssen wir erwähnen, Sauer in Deutsch. Lit.-Ztg. März 1904. Aber er betont auch, daß das Bewußtsein des Abendlandes von der Verwandtschaft seiner Bauformen mit orientalischen Mustern „durch das mit Bonifatius anhebende Uniformierungsbestreben Roms unterbrochen“ sei, S. 759. Denn zu Anfang des 5. Jahrhunderts huldigte — sagt Sauer — der größte Teil des Abendlandes dem orientalischen, unrömischen Brauche. Hatte doch auch Mailand zwanzig Jahre lang einen kappadozischen Bischof. Jedenfalls sei der Oktogonalbau auf orientalischen Ursprung zurückzuführen.

Aber wir dürfen auch auf das Mönchtum blicken. In der ersten christlichen Zeit, wie gesagt, zeigen die drei großen Kappadozier, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz und der große Basilius von Cäsarea, uns eine Zeit kirchlicher Blüte. Und Basilius, Bischof in Cäsarea, einer Stadt von 400 000 Einwohnern im 3. Jahrhundert, schuf in der Mitte des flutenden Mönchs- und Einsiedlerlebens, welches Eustatius gefördert hatte, durch seine Stiftung des nach ihm genannten Basilianerordens eine einigende Mitte. Der Orden, der sich über den Süden von Italien, Sizilien und Korsika verbreitete, war es, der auch seinerseits eine Brücke bis Massilia bauen konnte, wie wir zugunsten der Annahme von Strzygowski betonen.

Denn es läßt Strzygowski das Verflochtensein, die Beziehungen und Wanderungen des Mönchtums meines Erachtens zu seinem Schaden zu sehr außer acht. Es liegt darin gerade ein Beweismittel, welches er heranziehen konnte. Im Klosterwesen ist eine Gewähr für Bewahrung und Fortpflanzung der Kunst- und Bautraditionen. Die Ausbreitung morgenländischer Askese im Abendland stellt eine stille, doch

mächtige Bewegung, vom Nil und, man möchte sagen, vom Euphrat bis zur Loire dar. Und diese Bewegung gab sich überall in einer Feier der Innerlichkeit des Menschen in einer Einseitigkeit kund, welche dessen äußere Erscheinung, sei es in Elfenbein, sei es im Stein, zum Schemen machte, aber feierlich und majestätisch wirkte. Diese Welt des Mönchtums war mächtiger als Fürsten und Städte für Verbreitung gleichartigen Stils. Es war das Tönen einer gleichartig gestimmten, sich fortschwingenden Saite, die überall dieselbe Stimmung schuf. Das könnte Strzygowski in Anschlag bringen.

Hier möchte ich mir überhaupt auch die Bemerkung erlauben, daß Strzygowski vielleicht zur Überleitung aus der Mitte Vorderasiens nach dem Abendland die griechische Kirche ausgiebiger benutzen konnte. Denn ihr Gebiet umfaßte Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, umfaßte also das bedeutende Palmyra und Ägypten, auch persische Gemeinden und — Illyrien, von wo der Übergang nach der Lombardei nur ein Schritt war.

Also auch im Mittelmeer ist doch diese Brücke als nahe liegend zu beachten, welche nun, wie gesagt, in Betracht gezogen werden konnte. Denn das alte Großgriechenland in Unteritalien und Sizilien, durch dorische Wanderungen und Kolonisation entstanden, gehörte doch jener griechischen Kirche an und nahm deren Dogma, deren Liturgien, Miniaturen und Bautypen an. Denken wir nur an Tarent, Sybaris, Kroton, denken wir an die griechischen Rhegion und Neapolis, und weiter an die Griechen von Sizilien, an Akragas und Selinunt, an Korsika. Sie sind Bogen für Bogen, sollten wir denken, einer mächtigen Brücke, die sich bis Spanien und Massilia fortsetzte. Und man denke nur an die altkirchlichen Reste, die in den basilianischen Klöstern Süditaliens wie Rossano gefunden werden, an die Eremitengrotten und Krypten der Gegend am Taranto, man denke an Casole. Der Codex purpureus Rossanensis stammt doch nach Gebhardt und Harnack aus dem Ende des 5. Jahrhunderts. Übrigens wies für diese Welt die „Römische Quartalschrift“ von 1890 schon auf „große Ähnlichkeit mit Kirchen in

Georgien und Armenien“ (Jahrg. 8, S. 171), auch für diese Landschaft hin. Den Codex Rossanensis läßt Kondakow schon in Alexandrien, jedenfalls Unterägypten entstanden sein, *Hist. de l'art byz.* 1886, p. 12.

Nun möchten wir den Blick auf Gallien richten. Denn wir wünschen, profan- und kirchengeschichtlich den Gedanken Strzygowskis begreiflicher, empfehlenswerter erscheinen zu lassen, wenn derselbe, wie gesagt, rein kunstgeschichtlich allerdings weitere Beweismittel selbst noch zu bringen haben dürfte.

Die Mitte Galliens war Trier, das gallische Rom. Von hier gingen die Befehle nach Gallien, Spanien, Britannien. Triers Schulen blühten und wurden gepflegt. Seit 287 kaiserliche Residenz und häufig von Kaisern zum Aufenthalt gewählt, bildete sich hier die Kunst der Rede auch aus. Man konnte von einer Rhetorenschule von Trier reden. Denn das orientalische Hofzeremoniell forderte Panegyriken in Kunstrede. Eumenius aus Autun gab ihr ciceronianischen Glanz. Den Luxus und die Sittenlosigkeit der Stadt zeigt uns Salvian. Und nun sehen wir uns nach Beziehungen Galliens zum Orient um.

Die Kirche besetzt die großen Städte, der Handel, dem sie folgte, führte in die Weite. In die griechische Kolonie Massilia setzte sie ihren Fuß, in das römische Lyon trat sie ein. Hier wie in Vienne traf die Christen im Jahr 177 eine Verfolgung, von welcher sie den Christen Asiens und Phrygiens, also ihrer Heimat, erzählen. Der Arzt Alexander aus Phrygien, ein Mann mit römischem Bürgerrecht, Attalus aus Pergamon waren Märtyrer geworden. Also in der römischen Kolonie eine griechische Gemeinde. Ihr Bischof Photinos war Grieche. Sein Nachfolger Irenäus war Kleinasiat. In der Umgebung Polykarps hatte er in Smyrna gelebt.

Der Zeitgenosse Martins von Tours, Hilarius, vom Volk zu Poitiers zum Bischof gewählt, wurde 358 verbannt und

weilte drei Jahre in Asien. Zu Trier saß ein Syrer, Hieronymus. Zu Antiochia war er zum Presbyter geweiht. Hier zu Trier schrieb er Hilarius' Buch über die Synoden ab. Dieser starb 366 zu Poitiers. Aber es ist denkwürdig, was er sagt: Der Bischof von Rom habe nur deshalb seinen Vorrang vor anderen Kirchen, weil er der Bischof der alten Hauptstadt des Reiches sei.

Aber Strzygowski könnte auch für sich sehr wohl auf die Sagenzyklen hinweisen, welche als Legenden in Gallien und am Rhein deutlich das Morgenland zeigen, oder das, was wir bisher unter byzantinischer Kultur verstehen. — Die Mauritiuslegende erwähnt um 427 schon Theodoret. Sie ist griechisch. Mauritius ist, wie der h. Theodoros, Protomartyr. Er steht an der Spitze der Siebzig. Die spätere abendländische Fassung, die thebaische Legion, gibt ihm ein Heer. Der h. Moritz wird im Morgenland in die diokletianische Verfolgung nach Apamea gesetzt. Im Abendland erhält seine Legion die Unterfeldherren, zu Bonn den Cassius und Florentius, zu Köln Gereon, zu Xanten den Viktor. Und neben dem Stratelatus, der den Drachen ersticht (Svenigorodskoï S. 163 f.), also neben dem h. Theodoros, steht auf byzantinischen Siegeln der h. Georg (Schlumberger, Sigillographie byz., Paris 1884, p. 24). Er ist Drachentöter. Unter seinen Schutz stellten Chlodwig und Chlotilde ihre kirchlichen Stiftungen. So war er Patron der Klöster Cala und Cambrai, und so vieler anderen. Der Kultus des h. Georg war weit verbreitet, wie zahlreiche Kirchen in Armenien, wie fünf in Byzanz nach Zöckler ihm geweiht waren. Georg selbst war Kappadozier. Und so reichte Kappadozien nach Gallien hinüber.

Der Dichter Venantius Fortunatus beschreibt eine Kirche, welche Bischof Sidonius in Mainz unter den besonderen Schutz des h. Georg gestellt hatte. Wir hören von Venantius, daß er, der Wunderwirker, „begraben in Morgenlands Ferne, auch im Abendland seine helfende Nähe zeigt“. Die Legende von diesem Wunderwirker in Kappadozien konnte, setzen wir hinzu, leicht ihren Weg von dort nach Hessen und dann auch zum rechten Rheinufer finden, weil ein Teil der

22. Legion, und gerade die Kohorte, welche sich aus Damaskus rekrutierte, ihre Standquartiere in der Wetterau hatte.

Die kirchliche Verbindung war eine alte. Zur Zeit des Irenäus, Bischofs von Lyon, ist, wie Th. Zahn sagt, „die Verbindung zwischen der Kirche Asiens und Galliens mannigfach bezeugt“. Im Verkehr trat das „orientalische Element“ über das italische im fränkischen Reich immer mehr hervor. In den Städten „zahlreiche syrische Kaufleute, die ihre Sprache bis tief in das 6. Jahrhundert bewahrten. Neben Syrern fehlten die Griechen nicht, die ebenfalls an ihrer väterlichen Sprache festhielten“ (Hauck, K.G. I, S. 8). Der Vater des Ausonius sprach griechisch.

Ammianus Marcellinus, 330—400, ein Grieche, arbeitete für eine Fortsetzung des Tacitus. Erhalten ist nur Buch 14—31. Im Kriegsdienst hatte er Ägypten und den Orient gesehen. Unter Kaiser Julian focht er gegen die Alemannen, wie er auch am persischen Feldzug teilnahm. So war's ein Völkergemisch an Rhone und Garonne und dies schon durch die Legionen und durch die Kaiserfahrten. Und die Griechen, und damit Einflüsse aus Osten von Kappadozien bis Antiochia und Ägypten, spielten eine Rolle, die sich auch in unwillkürlicher Übertragung von Bauformen äußern mußte, wie wir von vornherein aus der Landesgeschichte schon schliessen mußten. Die Einheit des Reichs von der Garonne bis zum Nil und Euphrat hatte in Militär- und Poststraßen dem Handel in die Hände gearbeitet. So konnte ein Hieronymus in Trier wie in Byzanz und Antiochia zu Hause sein.

Gregor von Tours erzählt, wie König Guntramnus im vierundzwanzigsten Jahre seiner Regierung nach Aurillac kommt. Man feiert dort das St. Martinsfest. „Processitque in obviam ejus immensa populi turba cum signis atque vexillis canentes laudes. Et hinc lingua Syrorum, hinc Latinorum, hinc etiam ipsorum Iudaeorum in diversis laudibus varie concrepabat dicens: Vivat rex!“ Hist. Franc. VIII, 1 (M. G. Scr. 1). Wir finden, daß ein Syrer Presbyter wird, X, 26. Salvian spricht von „negotiatorum et Syrorum om-

nium turbae“. — Gregor schreibt über die Siebenschläfer von Ephesos: „interpretante Syro“.

Die Bevorzugung griechischer Überlieferung war so vorherrschend, daß noch Karl der Kahle nur mit lang herabfallender Dalmatika erschien, um das Haupt seidene Umhüllung mit Diadem. Darum die Klage der Fuldaer Annalen: „Alle Gewohnheiten der Frankenkönige verachtete er und hielt die griechische Herrlichkeit für das Höchste.“ Wie griechische Sitte sich erhielt, zeigt nebenbei der Umstand, daß man, wie unter den Vandalen in Karthago, so in der Provence unter den Franken, bei Wagenrennen für die „Grünen“ oder „Blauen“ Partei ergriff. Wir wissen auch, daß auf Münzen der Merowingerkönige, z. B. Theodeberts (539), Vermerk über Ermächtigung des Kaisers von Byzanz nicht fehlte. Und von den verknüpfenden Motiven für Dekoration, von denen wir S. 490 sprachen, da sie sich in Gallien fanden, sagt auch ein Jetztlebender: „Neben Band- und Tierverschlingungen kommen immer häufiger regelmäsig an die byzantinische Kunst sich anlehrende Musterungen.“ So Knackfuß, Deutsche Kunstgesch. I, S. 16.

Eine Münze von Childerich, 660—674, also aus merowingischer Zeit, zeigt nach Henne am Rhyn Nachahmung einer byzantinischen Münzform. Nach ihm eben ergriff man ja auch bei Wagenrennen im damaligen Frankreich Partei für die „Grünen“ oder „Blauen“ (Kulturgesch. S. 92). Den Großhandel betrieben „christliche Syrer“. Der mystische Brunnen im Evangeliar Karls des Großen ist also orientalischer Abstammung. Der Tassilokelch zeigt ausgeprägt den byzantinischen Welterlöser. Das Utrechter Reliquienkästchen ist nach Otto von Falke und Heinr. Frauberger (Deutsche Schmelzarbeiten des M.A., 1904) merowingisch. Das Reliquiar von Enger zeigt Anregung „von byzantinischer Schmelzarbeit“, S. 3.

Childebert, Chlodwigs Sohn, kehrte, von den Benediktinern sich abwendend, zum Kreuzbau zurück, als er zu Paris (St. Germain-des-Prés) 543 die zweite merowingische Grabkirche baute. Und Chlotar plante für die dritte merowingische Königsgruft diese Form. „Es scheint“ — sagt auch von Reber bei dieser Gelegenheit —, „daß die Mönche des

h. Antonius und Basilius, welche, vordem in Frankreich verbreitet, auch das mit St. Germain-des-Prés verbundene Kloster innehatten, mehr byzantinische Art verfolgten, als dies von den Schülern des h. Benedikt vorzusetzen ist“ (Kunstgesch. des M.A., S. 185). Vergebens freilich hat denn auch nach von Reber Kolumban gegen Monte Casino angestrebt, welches langsam dann vordrang.

Auch Schnaase sagte, und er liefs schon 1844 seine „Geschichte der bildenden Künste“ erscheinen, im 3. Bande, S. 482: „Schwächer war das römische Element im Norden von Frankreich.“ „Die Technik der gallischen Bauleute wurde denn auch“ — so sagt derselbe Schnaase — „in den benachbarten Ländern anerkannt; ein britischer Abt im 7. Jahrhundert liefs sich aus Gallien Maurer kommen.“ Sie wollen eine steinerne Kirche „nach der Sitte der Römer“ dort errichtet haben. Dies aber bezieht sich jedoch auch auf das Baumaterial, da die Briten noch von Holz bauten, und auf die Gewohnheit, römisch zu nennen, was als Kirchenwesen von dort ausging. Schliesslich, man hielt früher wenigstens auch die Mosaiken in der Gruft von St. Gereon in Köln für merowingisch. „Eine Form mehr der byzantinischen, als der italienischen Kunst angehörig ist die Miniaturmalerei in Trier“, sagte man damals.

Zeigt Massilia, wie erwähnt, nur griechische bauliche Erscheinungen in seiner Nähe, kommen aber auch Zeugen in der Provence dazu und dazu auch Stücke hellenistischen Gepräges, selbst die Iglers Säule, wie man versichert, so scheint also das Wort Dohmes: „In Ravenna haben wir mit Wahrscheinlichkeit die Vorstufen für Karls Schöpfung in Aachen zu suchen“, sehr beschränkt werden zu müssen (Gesch. d. deutschen Baukunst, S. 8). In der „dunklen“ Zeit zwischen Konstanstin und Karl dem Grofsen müssen wir dagegen auch in Frankreich vor und unter den Merowingern schon eine romanische Kunst erblicken, wenn die einzelnen Funde nicht täuschen, welche kaum ohne Berührung mit dem Osten gedacht werden können.

Indes möchte ich nun, worauf natürlich Strzygowski nicht einging, eins nachholen, nämlich auf die Bedeutung der

alten Handels- und Verkehrswege hinweisen, um auch von dieser Seite her die Bedeutung Massilias festzustellen. Woher diese Bedeutung für diesen Handel, der so eminent ein Kulturträger ist? Es ist, weil die Alpen den alten Völkern so lange unzugänglich waren. Den Karthagern wie Griechen schmälerten sie den Reingewinn. Der Handel umging die Alpen. Er mündete in Massilia. Von hier ging er die Rhone hinauf, selbst bis zur Donau hinüber. Massilia war vom Mittelmeer aus der Schlüssel. Und nun erfahren wir: daß im Osten geschlagene Münzen und zwar makedonische Königsmünzen und griechische Tetradrachmen hier umliefen. „Römisches oder italisches Geld vorkaiserlicher Zeit findet sich daneben nur selten.“ So A. Schulte in: Geschichte des mittelalterlichen Handels, Leipzig 1900, I, S. 40. So also in alter Zeit. Nach Zusammenbruch des römischen Reichs selbst war, da Alpenpässe nicht geöffnet waren, Byzanz noch der Ort, von welchem feinere Zeuge und liturgische Gewänder kamen. Für Sammet und Seide hatten der Orient und Byzanz das Monopol. Troyes in der Champagne hatte schon im 5. Jahrhundert die bedeutendste Messe.

Übrigens hatte schon vor acht Jahren im Februar 1896 Dr. Kisa in Köln auf den kulturvermittelnden Warenzug über Marseille und Narbonne hingewiesen. Er setzte hinzu, daß bei dieser Einfuhr der direkte Import aus Alexandrien den italischen überwog. Nun wiederholen wir.

Ohne Zweifel hatte also Gallien eine voritalienische Kunst, eine griechische. Seit die Phokäer Massilia schufen, hatte dieses sich zum wichtigsten Platz für die Verbindung des Mittelmeerhandels mit den westeuropäischen Völkern aufgeschwungen. Von hier ging früh schon britisches Zinn zu den klassischen Stationen. So kam es, daß Cäsar in Südgallien schon hellenische Bildung traf, die beim Schreiben griechischer Schrift sich bediente. Ton- und Glasindustrie beherrschte von der Rhone aus den italienischen Markt. Und so bildete sich in Gallien eine Kultur, die wir die gallofränkische nennen können. Später mit römischem Firnis bedeckt, hatte sie doch schon von der Provence aus in Trier und dem Moseltal gebaut und mannigfach geformt. Mosaik-

bilder hatten schon merowingische Kirchen, und ebendaher sind diejenigen in St. Gereon in Köln mit Professor Clemen zu erklären, deren Gregor von Tours gedenkt, wenn er von der Kirche zu den „goldenen Heiligen“ spricht.

Früher als in Deutschland blühte die Kirche unter den Franken, wenn auch „nicht viel später als an der Rhone das Christentum am Rhein und an der Mosel Fuß faßte“ (Hauck I, S. 7).

Comte de Vogüé, welcher einen indirekten, aber auch einen früheren direkten Einfluß von Syrien auf Frankreich auch annimmt, weist auch hierfür auf die Basiliken von Tours, St. Denys und St. Gallen hin. De Vogüé dehnt dies auch auf das Grab des Theodorich aus, indem er die enormen Steinblöcke, wie jenes Grab mit einem solchen bedeckt ist, auch in Syrien fand (I, p. 22).

Und wie reich, fügen wir hinzu, waren die merowingischen Kirchen! Wenn Childebert, seine Schwester zu befreien, 531 Narbonne erobert, so findet er unter den Schätzen der Kirchen der Stadt sechzig goldene Kelche mit Edelsteinen ¹.

Für die Merowingerzeit kommt dies noch in Betracht, daß, wie in Deutschland, so in der fränkischen Kirche nur lose Beziehungen zu Rom nachweisbar sind. Die Fridolin, Kolumban, Gallus hatten keine Vollmacht von Rom. Die Emmeran, Pirmin, Rupert ebenso. Ersterer machte nur eine Pilgerfahrt nach Rom. In der fränkischen Kirche gestaltete sich die Verbindung mit Rom erst dann, als dieses von den Langobarden bedrängt ward, und nun die fränkischen Könige zu gewinnen suchte und gewann, wie dieses schon Rettberg (2. Band) dargelegt hat. Auf Deutschland war dies vom größten Einfluß, indem nun Bonifatius, auf Karl den Kahlen gestützt, die Oberhoheit Roms hier durchführte. „Als Ergebnis“ — sagte Rettberg — „stellt sich heraus, daß erst seit Gregor II. zu Anfang des 8. Jahrhunderts ein Verhältnis Roms zu dem Frankenreiche und dessen Nebenländern wieder beginnt“, II, S. 590.

1) Labarte, Hist. des arts industr. (Paris 1872), p. 239.

Interessant war es mir übrigens auch, daß Henry Revoll in seiner großen Arbeit über Kirchen und Basiliken des westlichen Frankreich, dort wo er das Oratorium St. Trophime bei Arles (Bouches du Rhone) bespricht, auf dessen Ähnlichkeit mit einem in Fels gehauenen Oratorium zu Surp-Garabed in Kappadozien hinweist, S. 13.

Nicht von Rom aus, so reich dasselbe an romanischen Bauten auch ist, geht die christliche Kunst des Abendlandes, sondern von einer Seite, welche wir nicht ahnten, kam der Anstoß wahrscheinlich, und auf Wegen, die uns wesentlich noch dunkel sind. Noch ebenso dunkel, wie die Wege, auf denen arisch-indische Märchen bis zum deutschen Harz gelangten. Jedenfalls gibt eine Arbeit wie die vorliegende, welche von einem Protest gegen den jetzt eingeschlagenen Weg zur Renovation des Aachener Domes nur ausging, ganz allgemeine Anregungen, die von Wert sind. Und gewiß für die Geschichte der Kirche, wie u. a. Viktor Schultze an den Katakomben dies gezeigt hat.

Nur der Archäologe von Fach, so muß wiederholt werden, besitzt die Mittel, die Frage zu entscheiden, ob Professor Strzygowski die Steine, den Erzguß, das Elfenbein, die Schmelze so reden läßt, daß sie dasjenige ergänzen, was die Kirchengeschichte in der Regel nur literarischen Quellen entnimmt. Jedenfalls ist die Liebe ungemein sympathisch, in welcher er sich der ältesten Kirche, den Gebieten der sieben Gemeinden, der griechischen Väter und der ägyptischen Zeugen zuwendet.

Übrigens hat auch Renard (Westd. Ztschr. 1903, S. 350) wenigstens zugegeben, daß Strzygowski „unsere Kenntnis vorderasiatischer Einflüsse auf die abendländische Kunst wesentlich vermehrte“. Ebenso hat denn auch J. Buchkremer nun „die bahnbrechenden Forschungen Strzygowskis“ anerkannt, „welche auf kleinasiatische Bauten hinweisen, die als die Quelle der karolingischen Kunst zu gelten haben“ (Zur Wiederherstellung des Aachener Münsters, Aachen 1904, S. 16).

Genug, wir danken Strzygowski für Anregungen, durch die er wieder einmal an die alte Kirche und damit an die

griechische Kirche uns erinnert, von deren dogmatischem Arbeiten und Aufbauen wir lernten, deren Kirchen und Krypten gewissermaßen wir hier auch wieder betreten.

Strzygowski hat recht. „Man arbeitet auf allen Gebieten der Kunstgeschichte — nur für die Denkmälerwelt, die uns doch eigentlich am nächsten stehen sollte, die christliche, ist kein Geld flüssig zu machen.“ Immer also nur die Antike! So in „Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte“, 1903, S. V. Hier teilt Strzygowski auch den Brief des Gregor von Nyssa S. 77 f. und die Rede Gregors von Nazianz mit, indem er übrigens auch auf die Höhlenbauten Kappadoziens eingeht und die Bedeutung der ältesten kirchlichen, der vorrömischen Kultur, und Architektur auch, an einem Stück irischer Baugeschichte erläutert. — Also er hat wohl recht. Es wäre Zeit, daß man sich auf kirchliche Kunst ernster besänne, und so ein Blatt „monumentaler Theologie“, wie man früher sagte, oder der „Kirchengeschichte“ neu und gründlich schriebe. Und wie viel hier für die Geschichte der Kirche im 3. und 4. Jahrhundert für ihren Gang auch aus dem Orient ins Abendland noch zu lernen ist, zeigen wieder der Abschnitt „Die koptische Kunst“ von Strzygowski, und darin die Kapitel S. 75 und 104 f.: „Byzantinischer Import“ und „Christliche Reliefs“ in dem Catal. génér. des Antiq. égypt. des Museums von Kairo (Vienne 1904).

Heute blickt die Seldschukenburg von Kaisarieh, dem alten Cäsarea in Kappadozien, ruhend auf Grundmauern, die Kaiser Justinian legte, noch herab auf die Kirche der h. Jungfrau, in welcher der große Basilius gepredigt haben soll. Wer aber wendete sich unter uns nicht gern jenen Stätten zu, wo die Väter der ökumenischen Symbole der ganzen, ungetrennten Christenheit wandelten!
